

erreichen die Grösse eines rothen Blutkugelhens, zeigen einen grünlichen Schimmer, besitzen einen scharfen Contour und enthalten im Innern eine gleichmässige, durchscheinende Masse. Die Kipfel- oder Sichelform ist entweder ausgeprägt oder das eine Ende erscheint kolbenförmig aufgetrieben.

2. Uebergangsformen von der Kipfelgestalt in die Kugelform. Die aufgetriebenen gekrümmten Körperchen vergrössern sich allmählig, nehmen zunächst eine Keilform, dann eine Citrongestalt und durch die Eiform eine Kugelgestalt an. Auch diese Körperchen liegen noch ausserhalb des Zellenprotoplasmas.

3. Grössere Kugeln innerhalb der Zelle auftretend, welche ungefähr ein Drittel der Zelle ausfüllen; wenn man ein Schnittpräparat eines Epithelialzapfens überblickt, so findet man nur in den succulenten Zellen und in der Schleimschichte die Kugeln in den Zellen eingebettet und es erscheinen derartige Zellen wie Dominosteine, wobei die Molluscumkörperchen die Augen derselben repräsentiren. Im ersten Momente und bei flüchtiger Betrachtung erhält man den Eindruck, als ob hier gequollene Kerne der Epidermiszellen vorliegen, wie dies auch schon von Prof. Zürrn*) betont wird; erst durch die nähere Untersuchung, besonders der Zupfpräparate und durch die Anwendung stärkerer Systeme drängt sich die Ueberzeugung auf, dass die glänzenden Körperchen etwas der Zelle Fremdartiges darstellen und neben dem theils erhaltenen, theils jedoch sozusagen zerflossenen Zellenkerne, sowie auch ausserhalb der Zelle liegen. Der Inhalt dieser sehr zart contourirten Kugeln erscheint granulirt und obwohl die Kugelformen die mannigfaltigsten Grös-

Unterschiede zeigen, so lehrt dennoch eine genauere Untersuchung, dass ein gewisser Zusammenhang unter den Gebilden besteht. Zunächst finden sich im Protoplasma der Kugeln lichtere und dunklere Partien vor, die allmählig deutlichere Formen annehmen und zu den anfangs erwähnten kipfelähnlichen Gebilden werden. Alle Uebergänge von der Kipfelform bis zur Kugelgestalt sind dann in den grösser gewordenen Molluscumkugeln wahrzunehmen.

Der Anzahl nach sind oft nur zwei runde Gebilde im Molluscumkörperchen enthalten, welche noch zusammenhängen und so eine Art Furchungsvorgang andeuten; oft finden sich dann bis zehn kleine, theils kipfelartige, theils schon runde Massen im Protoplasma der Zelle eingebettet; da hat sich jedenfalls das Molluscumkörperchen in diese Gebilde umgewandelt, denn dieselben liegen frei im Protoplasma der nun stark gequollenen, kernlosen Epidermiszellen.

4. Grosse glänzende Kugeln, vollkommen structurlos, kommen in der Majorität vor und sie sind es, welche den beginnenden so klaren Furchungsprocess plötzlich unterbrechen und als vollkommen ungelöste Räthsel auftauchen. Während die Uebergangsformen grösserer Kugeln in allen Stadien des Furchungsprocesses durchsichtig sind, entwickelt sich sehr bald um die Gebilde ein doppelter Contour, dieselben werden undurchsichtig, das Ansehen glänzend, bis schliesslich eine grosse glänzende Kugel erübrigt, welche einer Colloidkugel vollkommen ähnlich gestaltet. die grösstvorkommende Form des Molluscumkörperchens repräsentirt. Manchmal findet sich eine geplatze derartige Kugel vor, der Inhalt derselben ist jedoch nicht mehr wahrzunehmen, sondern die leere dicke Hülle liegt wie der Balg einer ausgequetschten Traubenbeere vor.

*) Zürrn. Krankheiten des Hausgefögels Seite 140.

(Schluss folgt.)



Ornithologische Streifereien in den oberösterreichischen Alpen (II.)

von Hanns von Kadich.

Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung des Ornithologischen Vereines am 11. Januar 1884.

Wer an die Waldungen des Flachlandes gewöhnt ist und an die Fülle von Vogelstimmen, die er jahraus, jahrein da vernimmt, der wird überrascht und nicht wenig enttäuscht sein, wenn er in den stolzen Bergforsten des Salzkammergutes die eigentlichen Sänger weniger vertreten findet, als er dies nach oberflächlicher Prüfung der Existenz-Bedingungen voraussetzen würde.

Doch sind die betreffenden Gebiete keineswegs so vogelarm, wie sie dem Beobachter auf den ersten Blick zu sein scheinen. Jeder der Legion von Reisenden, die alljährlich die Ufer des grünen Traunsee's besuchen, trifft namentlich in dem, an seinem südlichen Ufer gelegenen Orte Ebensee eine Erscheinung, die ihn auf ganz eigenartige ornithologische Verhältnisse schliessen lässt. Es gibt da fast kein Haus, an dessen Fenstern nicht wenigstens ein Käfig zu erblicken wäre, in dem gewöhnlich ein Kreuzschnabel lustig auf und ab hüpfte. Der Fremde findet aber auch Häuser, an deren Fenstern fünfzehn und mehr Käfige hängen, deren Bewohner sich

gegenseitig locken und dadurch gleich die Aufmerksamkeit des Vorübergehenden erwecken.

Namentlich drei Vogelgattungen sind da vertreten, und zwar: der Fichtenkreuzschnabel, der Gimpel und die Tannenmeise.

Ich will heute nur vom Kreuzschnabel (am Traunsee kurzweg „Schnabel“ genannt) sprechen, weil die diesbezüglichen Beobachtungen, speciell am Traunsee, so eigenthümlicher Natur sind, dass ich glaube, zur Naturgeschichte dieses Vogels einige interessante Beiträge liefern zu können. An keinem See des Salzkammergutes kommt der „Schnabel“ in solcher Menge vor, wie am Traunsee, an keinem wird er so häufig gefangen und gehalten. Was seine eigentliche Heimat dort anbelangt, so ist als solche unbedingt das Krummholz zu bezeichnen und zwar jene wasserarmen, unheimlichen „Löckenfelder“, welche sich über die wüsten Kalkplateaux der oberösterreichischen Alpen ausbreiten und ihre Schluchten erfüllen. In diesen besitzt der Vogel einen sicheren, weil unzugänglichen Aufenthalts-

ort, dort findet er immer Nahrung. Von da aus streichen die Flüge herab in die Fichten- und Tannenwälder, namentlich in Jahren, wo die Zapfen gerathen sind und die „goldigen Trauben“ in den Wipfeln hängen.

In allen diesen Wäldern der Kalkalpen sind in den höchsten Theilen der eigentlichen Waldregion, da, wo die hohen Bäume immer spärlicher werden und der Hochwald schon untermischt ist mit Krummholz, kahle Kuppen, die nur mit wenigen verdorrten Fallbäumen besetzt sind. Solch' eine freistehende Kuppe heisst in der Kunstsprache ein „Eck“, da ist der richtige „Schnabelfangplatz“.

Dieser originelle Sport beschäftigt am Traunsee eine ganz eigene Fängergilde und wird geübt in einer Weise, wie wahrscheinlich nirgends anders und ist so interessant, dass ich mir wohl erlauben darf, ausführlicher über ihn zu sprechen und meine Beschreibung durch einige Demonstrationen zu veranschaulichen.

Der Ebenseer Sommergast, welcher an einem warmen Samstag-Abend etwas länger als gewöhnlich auf der Veranda geblieben, um die Pracht der schlummernden Hochgebirgsnatur zu schauen, hat gewiss oft unten in der Gasse schwere, von Bergschuhen her-rührende Tritte gehört und endlich einen Mann auf sich zukommen gesehen, der mit Laterne und Bergstock ausgerüstet, auf den Schultern statt des Rucksackes ein gar sonderbares Gestell sitzen hat, an dem der Fremde mit nicht geringem Staunen Vogelkäfige bemerkt und noch eine Menge von Dingen, die er aber nicht erkennt. Fragt er den wohlwölblichen Hausherrn, so sagt dieser meist geringschlächtig: „Das ist a Schnabler“ übersetzt „ein Kreuzschnabelfänger.“

Was zunächst die Ausrüstung so eines „Schnablers“ anbelangt, so ist dieselbe sehr complicirt und besteht für's Erste aus einem Holzgestell, das mit Haken versehen ist und dazu dient, die Käfige mit den Lockvögeln nebst dem übrigen Apparate aufzunehmen. (Dieses Gestell heisst in der Kunstsprache: „Vogelkraxen“.) Die Käfige werden sammt ihren Insassen darauf gehängt (je ein Käfig an zwei Haken) und so festgebunden, dass sie nicht herabgeschleudert werden können.

(Es hängen dann zwei oder drei Käfige übereinander.)

Zwei andere Nägel, die an den Seiten der Kraxe eingeschlagen sind, haben gleichfalls ihre Verwendung. Der eine trägt die „Klemmeln“, d. s. sprengel-artige Fallen, die zwar keine Ebenseer Specialität sind, nirgends aber in solcher Vollendung vorkommen und so ausschliesslich gebraucht werden, wie dort; der andere hält den Sack, in welchem eine kleine Flasche Wasser für die Vögel, Hanf, Säckchen für die Gefangenen und ähnliche Dinge enthalten sind.

So ausgestattet wiegt die Kraxe gegen 6 Kilogramm und bedenkt man nun, dass der Fänger mit dieser Last beschwert, in der Nacht zwei, oft vier Stunden weit steigen muss, bevor er sein Ziel erreicht, dass er im Salzkammergut sehr häufig vom berühmten Wetter überrascht wird und Sonntag meist noch „in's Amt“ zu spät kommt, so lässt sich darauf schliessen, dass es ein hoher Preis sein muss, welcher diese Leute für so zahlreiche Verluste entschädigt. Warum geht der Fänger aber schon Abends fort?

Es gibt unter den vielen, vorhin geschilderten „Kogeln“ bestimmte Plätze von ganz besonderer Güte,

je nachdem das „Eck“ näher oder weiter vom Krummholz entfernt ist. Wer aber früher auf dem Platze ist, hat natürlich das Recht, sich die besten Bäume auf dem meist sehr kleinen „Eck“ auszuwählen, wo er die Locker aufhängt und da steigt denn der Mann müde und matt, wie er von der Arbeit gekommen, noch am Abend in's Gebirg, nur um der erste „am Eck“ zu sein. Entweder geht er allein oder mit mehreren Kameraden, um den gewählten Platz ganz zu besetzen. Geht der Fänger allein ins Gebirg, so muthet's ihn wohl sonderbar an, wenn er die letzten Häuser des Ortes hinter sich lässt und weiter hineindringt in den dunkeln Forst.

Die Heimchen zirpen, die Hunde hört er hier und da noch anschlagen, wenn irgend ein Bub „fensterln geht“ unten im Dorf lange hört er noch die Traun rauschen allmählig aber wird Alles still und nichts stört mehr den Waldfrieden. Ist die Nacht sternenhell und gießt der Mond seinen fahlen Schein aus über die Waldwiesen und ihr thaunasses Gras, dann hängt die Laterne unbenützt am Haken und langsam, aber stetig geht der Marsch vorwärts. Wenn's aber finster ist und „am Himmel schwere, dunkle Wolken hängen“, dann muss der Weg erst mühsam gesucht werden, der verschlungen, meist kaum merklich, zwischen den Waldbäumen sich hinzieht. Während dieser „Wegsuche“, wo oft junger Wald passiert werden muss und die nassen Zweige an die Käfige schlagen, wo der Fuss oft strauchelt und die Kraxe in die verschiedensten Lagen kommt, sitzen die Lockvögel ruhig auf den Sprossen und erhalten sich ganz gut im Gleichgewicht. Geht's gar zu arg d'rüber und d'runter, so hängen sie sich mit den Schnäbeln am Drahte fest und kümmern sich so nicht viel um die Aussenwelt. Auch hat der Fänger sein Ziel bald erreicht. Der Hochwald wird immer dünner, um so dichter das Unterholz, schon kann er „aussehen“.

Da sind noch die bekannten moosbewachsenen zwei Felsen zu überklettern, behutsam der gestürzte, schon halb verfallte Baum zu übersteigen nun pfeift schneidig der „frische Wind“ herüber vom See, wenige Schritte noch und der Fänger ist „am Eck“.

Sein Erstes ist, dass er die Lockvögel an die für sie bestimmten Bäume, an Nägel hängt, die er meist schon eingeschlagen findet. Dann nimmt er seine Habseligkeiten und begibt sich mit diesen unter einen Baum oder Fels, wo er gegen den Wind geschützt den Morgen erwarten kann. Schlafen darf er nie, wenn er allein ist, denn noch schwirren zahlreiche Nachtthiere herum, welche, wie sie den Käfigen zu nahe kommen, die Locker so in Aufregung versetzen, dass sie, sinnlos gegen die Drahtwände fliegen und sich todstossen.

Es ist keineswegs heimlich, wenn man stundenweit allein im weiten Gebirge unter einem Baume liegt, umheult von Eulen und all' jenen Stimmen der Natur, über die man zu Hause in der traulichen Stube wohl lacht, die man im Wald aber, zur Nachtzeit keineswegs liebt. Nach langer, langer Zeit erst beginnt's lichter zu werden: im Osten röthet sich das Firmament — hinter dem Traunstein kommt die Sonne herauf.

Unten in der Waldschlucht lässt sich ein klagender Gesang vernehmen: ein Rothkehlchen begrüsst den

Morgen. Auch die Locker werden jetzt munter: erst ein leise fliegender Ton, dann werden die Flügel gestreckt und nun ist's hohe Zeit, an's Werk zu schreiten. Die Vögel erhalten Futter und Wasser, dann wird aufgerichtet. Gewöhnlich hat der Fänger, wenn er allein ist, drei Lockvögel, für jeden Käfig drei Klemmeln und zwei der letzteren in Reserve.

Der Fangplatz ist so ausgesucht oder künstlich hergerichtet, dass aus dem jungen Wald oder Krummholz mehrere dürre Baumstämme (sogenannte „Tuden“) sich erheben, während die höheren Waldbäume den Platz rings umschliessen. Ist in der Mitte desselben ein Felsen (der „Stein“) und auf ihm vielleicht das Triangulierungszeichen, so wird der Bergstock daneben in eine Fuge gezwängt und gleichfalls mit Klemmeln versehen. Nun werden die Käfige mit zähen Fichtenzweigen so an die „Tuden“ befestigt, dass sie vom Winde nicht hin und her geschüttelt werden können und dann „aufgerichtet“. Eine Klemmel kommt auf den Käfig, die zwei anderen werden in den „Wipfel“ oder die Spitze des dünnen Holzes gesteckt. Dies Alles muss sehr schnell vor sich gehen, da der Kreuzschnabel zu streichen beginnt, wie es Licht wird. Daher wird, bevor noch die Locker gefüttert und getränkt sind, ein Klemmel „fängisch“ in den Käfig gesteckt, um gegen jede Ueberrumpelung gesichert zu sein und dann erst „aufgerichtet“. Sollten Vögel anfliegen, während der Fänger noch bei den Käfigen beschäftigt ist, so thut er am besten, ruhig da niederzuzinken, wo er eben ist. Der wilde Kreuzschnabel kennt den Menschen noch nicht und thut, als wäre dieser gar nicht da. Stürzt er aber eiligst fort, so kann das Gepolter eines abgetretenen Steines den ganzen Schwarm verschrecken. Hierauf ist für einen Moment Ruhe: die Locker frühstücken. Bald aber richtet sich einer auf, zieht die Flügel bis ins Unendliche und beginnt zu locken. Die andern antworten und so entwickelt sich ein „Wechselgesang“, der fast taktmässig fortgesetzt wird. Dies kann lange so fortgehen. Plötzlich aber schmettern sie wahrhaft den Ruf zum Käfig hinaus, dann hören sie alle wieder gleichzeitig auf — sie „losen“; — da singt einer schon „aus“ und nun vernimmt das entzückte Ohr des Fängers den Rnf der streichenden Wildlinge. „Aussingen“ der Käfigvögel und „Anfliegen“ der Wildlinge ist meist gleichzeitig und nun ist wie durch einen Zauberschlag Alles verstummt.

Selbst die bis jetzt so lauten Locker schweigen gänzlich. Man hört nichts, als ihr Herumklettern in den Käfigen oder den leise klirrenden Gesang eines „Schnabels“ vom Wipfel des Baumes, wo er eben anflug. Doch dauert dies nicht lange. Bald hüpfet einer der „Wilden“ auf einen höheren Ast, beisst da einen Zapfen ab und fliegt mit diesem im Schnabel auf den nächsten Baum . . . gleich darauf ist die ganze Bande in voller Thätigkeit. Diese Momente halten den Fänger in grösster Spannung und peinlichster Erwartung. Oft gaukeln die Vögel auf dem Baume auf und nieder, unter welchem er sein Lager aufgeschlagen hat und es dauert geraume Zeit, bis sie „niederfliegen“. Findet aber ein einziger etwas nicht gebeuer, so ist's um den ganzen Fang geschehen. Einen Ruf nur stösst der Vogel aus und fällt dann wie leblos vom Baume über die Felsen hinunter . . . alle übrigen ihm nach. Deshalb ist's auch den einheimischen Fängern am liebsten, wenn drei, höchstens fünf Wildlinge anfliegen, denn wie mehr da sind, ist eher Aussicht vorhanden, dass einer Alles verderbe.

Es sei aber der günstigste Fall angenommen; die Vögel sind eine Weile in den Bäumen herumgeklettert. Da sieht einer den Wasserspiegel des kleinen, ausserhalb des Käfigs angebrachten Trinkgefässes in der Sonne blitzen, er fliegt vom Baume ab und schwebt im vollsten Sinne des Wortes auf ein Klemmel. Dies schnappt zu und fällt mit dem Vogel sofort herab in's hohe, weiche Gras. Nun hält den Fänger nichts mehr. Selbst auf die Gefahr, den übrigen Schwarm zu verschrecken, schleicht er hin und löst den Vogel aus seinen Fesseln, wobei er sich überzeugt ob der Gefangene ein junges Männchen oder Weibchen sei.

Sollten auf sein Erscheinen die Vögel auffliegen, so braucht er deshalb nicht zu verzweifeln. Der Schwarm entfernt sich ganz nur auf einen plötzlichen Allarm.

Schleicht der Fänger aber langsam und vorsichtig daher, so fliegen die Vögel oft zwar auf, kehren aber in weitem Bogen wieder zurück, wenn die Locker gut sind und ihre Pflicht thun. Meist aber kümmern sich die Wildlinge um den Menschen weiter gar nicht.

Bleiben die Vögel zu lange auf den Bäumen, so fliegen sie in der Regel nicht nieder, sondern gleich fort. Dasselbe gilt, wenn die Sonne bereits zu stark auf den Platz scheint.

Doch zurück zum Fang. Ein Opfer ist also gefallen und der Fänger begibt sich mit demselben auf seinen Standort. Kaum ist er da angelangt, fliegen die Uebrigen nieder, nicht gleich auf die Käfige sondern erst auf den Boden. Hier haben sie eine Menge zu thun, zerren die abgebissenen Zapfen hin und her, schlüpfen in den Felsspalten herum . . . endlich fliegt einer vom Boden auf den Käfig des nächsten Lockers. Hier klettert er ein wenig herum, trinkt aus dem Schälchen und beginnt mit dem Käfigvogel ein kleines Gefecht, das gewöhnlich damit endet, dass der Wildling erschrocken auffliegt und sich auf das, im Käfig befestigte Klemmel setzt. Die Gefangenen werden getränkt und wandern jeder in ein besonderes Säckchen. Entweder fangen sich alle Angeflogenen (gewöhnlich, wenn drei bis fünf Stück da sind) oder es fliegen die Uebrigen ab, um sich mit einem andern Schwarm zu vereinigen und den Fangplatz am selben Morgen noch einmal zu besuchen. Ist der Tag schön, so bleibt der Fänger höchstens bis $\frac{1}{2}$ 9^h, weil die Sonne dann zu arg auf die schattenlosen Höhen brennt; ist der Tag trüb, aber ohne Regen oder Nebel, so kann er bis Mittag bleiben.

Im ersten Fall zieht der Kreuzschnabel bald in's Krummholz und geht von da nicht mehr heraus, da er nichts so scheut, wie Sonnenhitze, im letzteren streicht er den ganzen Tag. Es gibt aber Tage, die, was Wetter anbelangt, gar nichts zu wünschen übrig lassen und doch lässt sich kein Vogel sehen, oder es tritt, wenn welche angeflogen sind, jene Summe von Umständen ein, die man Pech nennt. Von diesem nur zwei Beispiele. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, dass eine „Hohlkrähe“, wie am Traunsee der Nussheher heisst, durch ihr plötzlichem Aufbaumen, das mit widerlichem Geschrei verbunden ist, den Schnabelschwarm zersprengt. Es ist mir selbst einmal vorgekommen, dass zwei dieser mordlustigen Gesellen am Fangplatze erschienen und wie Sperber ob dem Käfig des einen Lockers rüttelten, bis einer mit dem Flügel die Klemmel zuschlug, welches Geräusch beide zu schleunigster Flucht veranlasste. Eigenthümlich ist beim

Nahen eines Raubvogels das Benehmen der Lockvögel. Der, welcher ihn zuerst bemerkt, stößt einen, ich möchte sagen, gepressten Ruf aus; im selben Momente hört jede Bewegung der andern auf . . . Alle sitzen regungslos auf den Sprossen und der „Warnruf“ dauert fort, bis die Gefahr vorüber ist. Ein anderes Beispiel für „Waidmanns unheil“ ist folgendes: Am 17. Juli 1881, zu einer Zeit also, wo der „Schnabelfang“ in höchster Blüthe steht, kamen mir auf dem „Sonnsteinspitz“ nacheinander sieben einzelne Kreuzschnäbel. Ich fing sie alle . . . es waren lauter Weibchen (sogenannte „graue Schwestern“).

Unter der Menge derartiger Fälle gibt es nun wieder solche, für die ich absolut keine Erklärung habe. Ein Schnabelflug z. B. fliegt auf den Bäumen an, verthut sich da in gewöhnlicher Weise, streicht aber nach Kurzem ab, ohne dass einer niederfliegt. Das Wetter ist günstig, die Locker sind brav, nichts tritt störend dazwischen . . . und die Vögel fliegen so ruhig ab, wie sie gekommen sind. Wie dem nun immer sein mag, sobald es 8^h geworden, geht der Fänger daran, „abzurüsten“. Die Packung ist dieselbe, wie beim Auszug, nur werden die Säckchen aussen an den Käfigen „aufgebunden“, damit ihre Insassen nicht zwischen die Kraxe und den Rücken des Fängers kommen und da erdrückt werden. So zieht er heimwärts, manchmal froh, manchmal mit leeren Säckchen, oft auch im Regen oder eisigem Nebel.

Dann flicht der Fänger „Grastaxen“ in die Trallen und trachtet nach Möglichkeit ein Rutschen auf dem durchweichten Waldboden zu verhüten, da ein Fall auf den Rücken naturgemäss den Untergang der Locker herbeiführen würde. Glücklicherweise gelangt sperrt der Ebnseer den Widling sofort in diesen kleinen Käfig, gibt ihm gezählte zwanzig Hanfkörner und hängt ihn zu den Übrigen vor's Fenster ins Weinlaub. Da wird der junge Vogel überraschend schnell zahm und vertraut.

Am zweiten Tage schon nimmt er Hanfkörner zwischen den Fingern hervor und ich kenne kaum einen rührenderen Anblick, als einen jungen „Schnabel“, der zu den Drahtstäben kommt, wenn er das Hanfkorn sieht und dasselbe durch Hervorstrecken des spitzen Züngleins förmlich aufleckt. Auch die Altgefangenen gewöhnen sich bald an ihre neue Lage.

Nur mit dem Hanfütterer muss man vorsichtig sein, denn die Vögel fressen merkwürdigerweise diesen, ihnen doch ganz unbekanntem Samen gleich mit grosser Gier und sterben leicht nach übermässigem Genuße desselben. (Der Hanf ist zu „bitzig“ sagen die Leute). Am besten ist's, den Frischgefangenen anfangs nur Zapfen und wenig Körnerfutter z. B. Nadellholzsamen mit Hanf gemischt zu geben, sowie auch später nicht ausschliesslich Hanf zu füttern.

Das Betragen des Kreuzschnabels im Gebauer ist so eigenthümlich wie alles bei diesem Vogel.

Hervorzuheben ist für's erste seine Zerstörungssucht, die darin begründet ist, dass er keinen Augenblick in Ruhe und ohne Beschäftigung ist.

Jeder Käfig, an dem irgend etwas aus weichem Holz besteht, ist geopfert, wenn ihn zwei oder drei Kreuzschnäbel bewohnen. Der kleinste Splitter, der unbedeutendste Spalt wird entdeckt und benützt. Einer beginnt an ihm zu beissen, dann wird der Schnabel ganz hineingezwängt, der Splitter abgerissen und auf die Sprosse getragen.

Hier wird er gänzlich zermeisselt und die feinen Fasern verzehrt. Wie aber einmal der Anfang gemacht ist, arbeitet die ganze Gesellschaft tagstüber an dieser Stelle und ruht nicht eher, bis der Boden einem kleinen Holzplatze gleicht. Dagegen nützt nur ausgiebige Zapfenfütterung, welche der Vogel jeder anderen Zerstreuung vorzieht. Merkwürdig ist dabei, dass mit dem Widerstand die Energie der Thiere sich steigert und dass der Kreuzschnabel bei der Arbeit häufig singt. Mit den Krallen hängt er am Drahtgitter, mit dem Schnabel bohrt und meisselt er herum, in den Pausen aber dreht und wendet er sein Köpfchen und zwitschert lustig seinen Gesang.

Ferner sind die Kreuzschnäbel ausgezeichnet durch ihren Geselligkeitssinn, der sie die Gefahr nicht beachten lässt und sehr oft zu ihrem Verderben benützt wird. Dies geht so weit, dass z. B. Kreuzschnäbel, die der Gefangenschaft entronnen sind, häufig auf den Käfigen der Genossen sitzen bleiben und sich da mit den Händen greifen lassen, oder, dass sie zwar abfliegen, aber in kurzer Zeit wieder zurückkehren. In der Freiheit schliessen sich die einzelnen Flüge rücksichtslos an einander, in der Gefangenschaft wird dies anders. Drei „Schnäbel“, welche in separirten Käfigen monatelang neben einander hingen und durch die Drahtstäbe in der friedlichsten Weise verkehrten, indem sie sich fütterten, beginnen in einen gemeinschaftlichen Käfig gebracht, sofort zu raufen.

Der Vogel stößt dabei einen eigenen Kampfruf aus, der hell und schneidig, vielleicht mit dem Rufe des Hänflings verglichen werden könnte und dann beginnt der Kampf, indem die Thiere sich gegenseitig von den Sprossen herabstossen und am Boden angelangt so raufen wie die Hähne. Einer sucht den Andern bei den Kopffedern zu fassen und da tüchtig zu zausen. Nach wenigen Tagen aber hört dieser Zwist auf und selbst der Futternapf stört infort das gute Einvernehmen nicht mehr, der gewöhnlich die Veranlassung zum Streite bot. Wie aber nur ein Neuling und sei's auch ein Kreuzschnabel, den geweilten Raum betritt, ist der Unfriede wieder da und alle alten Insassen vereinigen sich, in dem edlen Bestreben, dem Eindringling das Leben möglichst zu verleiden. Das Hauptmotiv zu diesen Kämpfen ist, wie bereits erwähnt, die Fresssucht, die unseren Vogel in ganz ungewöhnlichem Masse eigen ist.

Nur in früher Jugend kennt er den Egoismus nicht. Da füttert Einer den Andern (auch in der Gefangenschaft) unter leise fließenden Lauten und zitternden Flügelbewegungen und selbst die Alten nehmen die grösste Rücksicht auf ihren Nachwuchs. Doch ernten sie dafür keinen Lohn. Denn, kaum sind die kleinen, scheinbar hilflosen Geschöpfe herangewachsen, so kümmern sie sich um die Alten nicht mehr, ausser, wenn sie ihnen die Zapfen unter den Füssen wegstellen können, was oft geschieht.

Ich komme nunmehr zu einer Frage, die nicht nur den Kreuzschnabel betrifft, sondern auch eine Reihe anderer Vogelgattungen, zur Frage, wie es komme, dass manche Vögel in verschiedenen Lebensaltern verschiedene Farben zeigen und warum wieder manche in der Gefangenschaft eine andere Färbung annehmen, als in der Freiheit.

Obwohl schon viel über diese eigenthümliche Erscheinung beim Bluthänfling und Bartgeier gestritten und auf die analogen Verhältnisse beim Kreuzschnabel hier und da verwiesen wurde,

habe ich dennoch über die „Verfärbung“ des Letzteren so spärliche Berichte, meist nur Andeutungen gefunden, dass ich mir wohl erlauben darf, dieselben durch eigene Beobachtungen, die ich während fünf Jahren unangesezt angestellt habe, zu ergänzen, theilweise zu berichtigen.

Beide Geschlechter des Kreuzschnabels zeigen in der Jugendzeit ziemlich gleiche Färbung: düster graugrün mit dunklen Flecken. Das junge M. unterscheidet sich vom W. nur durch einen kleinen gelben Fleck, den das Erstere (M.) unmittelbar unter dem Schnabel an der Kehle hat, der dem W. aber ganz fehlt. Das junge, graue M. maust in der Freiheit roth, mit Ausnahme der Flügel und des Rückens, welche dunkel bleiben, nicht, wie Naumann sagt: gelb oder gelbgrün. Zum Beweise dafür diene die Thatsache, dass ich selbst im August, wo die Vögel mausen, sehr häufig junge, also graue M. gefangen habe, die auf Kopf und Brust schon rothe Tüpfel hatten und viele solcher „Schecken“ sah.

Es fehlt somit nicht, wie Naumann annimmt, der Uebergang aus dem gefleckten Jugendkleid in das rothe Prachtgewand, sondern dieser ist, wie auch Brehm sen. und Bechstein anführen, durch den „Schecken“ gegeben.

Im nächsten Jahre maust das schon rothe M. wieder roth und bleibt nun so, nur wird die Farbe jedes Jahr schöner und glänzender.

Das einfärbig graue junge ♂ wird in der ersten Mauser gelbgrün und behält fortan diese Färbung. Auch sie verbreitet sich immer mehr über das ganze Gefieder, erreicht aber niemals den Fleck an der Kehle, welchen das ♂ besitzt. Noch auffällender zeigen sich die Erscheinungen des Farbenwechsels in der Gefangenschaft. Wird das junge, graue ♂ gefangen, so bleibt es grau bis zur nächsten Mauser, wird aber dann gelbgrün, nicht wie in der Freiheit roth. Wird ein rother Kreuzschnabel (gleichviel ob junges oder altes ♂) gefangen, so behält er diese Färbung im Allgemeinen bis zur nächsten Mauser und wird dann gelb.

Bald nachdem der Vogel gefangen ist, werden einzelne Federn gelb und Anfang August, wenn der Vogel zu „fiedern“ beginnt, ist er an einzelnen Partien bereits ganz gelb. Die „Steissfedern“ bleiben oft selbst nach der gänzlichen Verfärbung röthlich.

Ist der Vogel einmal gelb geworden, so behält er diese Farbe so lange er in der Gefangenschaft bleibt; er wird jedes Jahr hellgelber, roth nie mehr.

Das ♀ ändert sich in der Gefangenschaft nicht. Entkommt aber ein gelb gewordenes ♂ der Gefangenschaft, so wird es in der Freiheit wieder roth (und wahrscheinlich auch erst roth), je nachdem es nämlich alt-gefangen (damals roth), oder jung-gefangen (damals grau) ist. Zum Beweise diene folgender Vorfall.

Vor zwei Jahren fing ich am 24. August im Bannwalde bei Ebensee einen offenbar „ausgekommenen“ Kreuzschnabel. Ich hörte den Vogel mehrere Tage hindurch unmittelbar ober unserem Hause von einer hohen Fichte aus das Geschrei meiner Locker erwidern und wunderte mich, dass er diesen, die im Garten hingen, keinen Besuch abstatte, aber auch nicht fortzog. Nach einigen Tagen nahm ich in der Frühe zwei meiner Locker nebst entsprechend vielen Klemmeln und begab mich hinauf in die „Lauber-

statt“, wo der Vogel sich aufhielt. Den einen meiner Vögel hängte ich an den Stamm der Fichte, in deren Zweigen der Wildling herum hüpfte, den andern befestigte ich im Wipfel einer manns hohen jungen Tanne. Kaum hatte ich mich im Grase verborgen, so kletterte der Vogel, welcher den Baum keinen Augenblick verlassen hatte, herunter, und setzte sich auf den Käfig, wo er sich mit dem Locker in seiner Weise unterhielt.

In einer Weile versuchte er von da auf den zweiten Käfig zu gelangen, wobei er eine Strecke von kaum 10 Mtr. zu überfliegen hatte, und da wurde mir nun das räthselhafte Gebaren des Vogels klar. Im Scheine der Sonne hatte ich ganz deutlich das gelbe Gefieder erkannt, und in gerader Linie „schwirrte“ er seinem Ziele zu, nicht wie sonst mit leichten, federnden Flügelschlägen.

Aengstlich mied er die Klemmeln, die ich so schön für ihn hergerichtet hatte. . . . Das konnte nur ein „G'witzigter“ sein (wie die Fingersprache den entkommenen „Schnabel“ bezeichnet). Von 1/17 bis 12 Uhr Mittags hielt mich der Vogel hin. Schon schien die Sonne auf den Platz, und ich überlegte eben, wie ich den Wildling auf andere Weise in meine Gewalt bringen könnte, als dieser zum Trinkgefäss des Lockers hinab kletterte. Dabei rutschte er, fiel herab und schwang sich mit Mühe noch auf ein Klemmel.

Als ich ihn „auslöste“, fand ich meine bisherige Ansicht vollkommen bestätigt. Der Vogel trug die unverkennbaren Spuren langer Gefangenschaft, als zerstossene Schweiffedern, breitgetretene Zehen u. ähnl. Dabei mauste er aber hochgradig und hatte an der Brust sowohl wie auch am Kopf einzelne frische, rothe Flecken. Diese behielt er auch, als er die Mauser bei mir im Käfig vollendete, verlor sie aber naturgemäss im nächsten Jahre. Es sind verschiedene Mittel schon versucht worden, um die Vögel auch in der Gefangenschaft roth „fiedern“ zu lassen, jedoch war bis jetzt Alles vergebens. Sehr häufig werden z. B. auf den Almhütten der oberösterreichischen Alpen im Sommer Kreuzschnäbel gehalten und leben diese unter nahezu denselben Bedingungen wie die „wilden“ in ihrer Umgebung. Die Vögel hängen in grossen „Steigen“ vor den Hütten, sind Tag und Nacht bei jedem Wetter im Freien, erhalten kein anderes Futter, als Krummholzzapfen und werden in der Mauser dennoch nicht roth, sondern gelb.

Bevor ich dieses interessante Capitel verlasse, möchte ich doch auf einige, bisher nicht beachtete Farbenercheinungen hinweisen. Werden dem Vogel in der Zeit, wo er nicht maust, Schwung- oder Schweiffedern ausgerissen, so wachsen dieselben normal nach, sind aber an den Enden geschweift und weiss. Namentlich am Flügel ist dies oft zu beobachten, da an ihm sehr häufig ganz unmotivirt weisse Federchen entstehen.

Die Mausezeit spielt im Leben des Kreuzschnabels eine ungleich wichtigere Rolle, als bei andern Vögeln. Sie dauert in den Gebirgen um den Traunsee, also namentlich im „Höllengebirg“, „Todtengebirge“ und in den einzelnen Gruppen, wie „Sonstein“ und „Spitzelstein“ wie bereits erwähnt, von der zweiten Hälfte des August bis halben October und ruft im Vogel eine ganze Umwandlung hervor. In dieser Zeit kann man tagelang die Gebirge durchstreifen, kann die besten Plätze besuchen, ohne einen

Kreuzschnabel zu sehen. Dringt man aber tiefer in's Krummholz ein, nicht am ausgetretenen Weg, sondern dort, wo der Berghirsch aus- und einzieht und die Gemen wechseln, so vernimmt man auf Schritt und Tritt den leisen Ruf der Vögel, sieht sie wohl auch mühsam von Wipfel zu Wipfel fliegen. Da hört man nicht den scharfen, jubelnden Ruf, der den „Schnabelschwarm“ sonst schon von weitem ankündigt, da erkennt man den immer munteren, lebendigen Gesellen kaum. „Sie haben eben ihre Krankheit.“

Die Mausezeit ist auch die einzige, wo man einzelne Kreuzschnäbel treffen kann, die vor der Zeit, wo die Hauptmasse der Vögel maust, schon „gefiedert“ haben. — Diese vereinigen sich nicht, sondern ein jeder streicht für sich. Am 25. August des Jahres 1880 fing ich auf dem „Sonnstein“ zwei solche Vögel und zwar alte. Wie aber die Mitte October kommt, sind die „Schnäbel“ wieder da. Kein Ebensee weiss woher und wieso, sie sind da und streichen in grösserer Menge als im Sommer an den in dieser Zeit beliebten Plätzen. — Die jungen, im Sommer grau gewesenen Vögel sind nun prachtvoll roth, die Aiten prangen auch in glänzenderem Federschmucke und namentlich, wenn der erste Schnee auf das Gefieder gefallen, erhält es jenen Metallglanz, der das Auge des Liebhabers entzückt. — Naturgemäss sind die Fangplätze im Sommer andere, als im Herbst. Im Frühjahr und Sommer, wenn die Krummholzzapfen noch nicht reif sind, streicht der Kreuzschnabel in den Wald herab, da er dort die verschiedensten Samen findet, im Herbst verlässt er den Krummholzgürtel nur selten. — Wie aber die Oertlichkeit auf die Entwicklung eines jeden Individuums den grössten Einfluss hat, so nimmt auch der Kreuzschnabel im Gebirge manche Gewohnheit an, die ihm im niedern Walde fehlt.

So findet man z. B. in den Werken bekannter Ornithologen, dass der Kreuzschnabel kein besonderer „Flieger“ sei und namentlich nicht gerne fliege.“ Nun ich habe manchen Kreuzschnabelschwarm über den Traunsee fliegen gesehen, vom „Erlakogel“ auf den Sonnstein und weiss einen verbürgten Fall, wo im Höllengebirge, in der Früh gefangene, gezeichnete und wieder freigelassene Weibchen des Vogels, am selben

Mittag auf dem Bromberg, d. i. auf der andern Seite des Traunthales gefangen wurden. Es wäre somit die obenangeführte Ansicht in ihrer Allgemeinheit zu modificieren.

Auffallend ist ferner eine Erscheinung, die ich erst im Vorjahre entdeckt habe und über die ich daher nicht so Aufschluss geben kann, als ich wohl wünschen möchte. Ich meine das massenhafte Vorkommen des Vogels an Salzlecken. Ich fand an solchen, hoch droben im Höllengebirge ganze Schwärme von Kreuzschnäbeln, die alle an dem, für das Hochwild bestimmten Kernsalz leckten und habe bei Versuchen an Gefangenen dasselbe erfahren. Dagegen habe ich niemals gefunden, dass sie Kerbthiere fressen; so oft ich ihnen auch Fliegen und Mehlwürmer reichte, immer wichen sie ängstlich vor den ihnen fremden Thieren zurück. Meine bisherige Ausführung bezog sich nur auf den **Fichtenkreuzschnabel**, der am Traunsee ständig lebt. Manche Fänger berichten zwar auch von „grossen Schnäbeln“, die ab und zu, aber sehr selten im Herbst streichen und meinen damit wahrscheinlich den **Kiefernkreuzschnabel**. Ich habe denselben nicht gefunden. Nicht gar so selten kommt dagegen ein kleinerer „Kreuzvogel“ mit finkenartig gebänderten Flügeln vor, der **Weissbindenkreuzschnabel** (*Loxia bifasciata*), den ich auch schon gehalten habe. In der Mauser zeigt er dieselben Erscheinungen wie der Fichtenkreuzschnabel, wird aber von den Leuten viel höher geschätzt als der letztere, weil sie ihm seines ungewöhnlichen Aussehens halber ganz besondere Wirkungen bei manchen Krankheiten zuschreiben.

Dies ist das Leben und Treiben eines Vogels im Hochgebirge der in jeder Hinsicht zu den interessantesten Typen der Ornis in den österreichischen Alpen gehört. Ich habe den Kreuzschnabel Jahre hindurch an Ort und Stelle beobachtet und Alles zusammengetragen, was ich von bekannten, verlässlichen Fängern und Forstleuten über ihn erfuhr. Das Resultat von all' dem bildet meine heutige Ausführung und habe ich durch dieselbe auch nur einen Ornithologen für den bisher so wenig beachteten Vogel gewonnen, so ist mein Zweck erreicht.



Notizen.

Anas sponsa, Linn. in Steiermark. Heutzutage, wo die Acclimatisirungs-Versuche fremden Ziergeflügels bedeutende Dimensionen angenommen haben, ist es in vielen Fällen schwierig zu entscheiden — besonders gilt dies bei den Enten, — ob diese oder jene Art, die da oder dort erlegt wurde, als wild oder nur als verwildert, also als entkommen zu betrachten ist.

Ein eben mir zugekommenes Schreiben unseres verehrten Vereinsmitgliedes, Herrn Baron Stefan v. Washington in Graz berichtet Folgendes über Beobachtung und Erlegung von Brautenten in der Umgebung jener Stadt:

„Ende December 1883 zeigten sich, wie mir Präparator Pastrovics erzählte, auf der Mur bei Graz mehrere *Anas sponsa* ♂ und ♀ am 25. wurden 3 ♀ und 3 ♂ auf der dem Herrn Apotheker, J. M. Hofmann gehörigen Jagd zwischen der oberen und unteren Murbrücke bemerkt. Ein Wachmann, welcher die

fremden Enten beobachtete, hatte das Glück, einen prachtvoll gefärbten Entrich sofort zu erlegen, während zwei andere angeschossen wurden. Einer der angeschossenen Enten wurde anderen Tags von einem Fischer aufgefunden und dem Präparator Pastrovics gebracht, das andere Exemplar hatte sich, nachdem es krank geschossen war, in einen Canal verkrochen, woselbst es leider über Nacht eine Beute der Ratten wurde, so dass der Balg unbrauchbar geworden war.

Das Exemplar, welches mir Präparator Pastrovics vorwies, ist, wie auch das sofort erlegte, prächtig ausgefedert und ziemlich gross. Da ich natürlich begierig war zu eruien, ob an dem Balge etwas zu bemerken wäre, dass darauf hinweisen würde, dass das Exemplar ein der Gefangenschaft entronnenes sei, so habe ich es sehr genau untersucht. Es ist ein mindestens zweijähriges Thier mit tiefrothen Schnabelflanken und schön ausgeprägter Brusteingassung und ausgedehntem weissem

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1884

Band/Volume: [008](#)

Autor(en)/Author(s): Kadich von Pferd Hans

Artikel/Article: [Ornithologische Streifereien in den oberösterreichischen Alpen \(II.\) 25-30](#)